



Klaus von Dohnanyi: «Wenn es in Europa einen Krieg gibt, klirrt in New York keine Fensterscheibe»

Julia Sang Nguyen

Der SPD-Politiker Klaus von Dohnanyi kritisiert die Abhängigkeit von Amerika und warnt vor einem grossen Krieg in Europa. Ein Gespräch über Leben und Tod.

Benedict Neff

20.12.2025, 05.30 Uhr ⌚ 12 min

 Hören   

Weisse Häuser, blauer Himmel. Klaus von Dohnanyi sitzt am Fenster seiner Hamburger Villa, umgeben von Kunstbüchern und Zeitungstapeln. Er schwärmt von Hodler und Segantini, Schweizer Malern, die er für ihre Landschaftsbilder liebt. Vom Skifahren in Zermatt und im Engadin. Klaus von Dohnanyi ist 97 Jahre alt, heiter und topfit.

Es ist fast vierzig Jahre her, dass von Dohnanyi seine politische Karriere beendet hat. Mehr als ein Jahrzehnt war der Jurist für die SPD im Deutschen Bundestag, im ersten Kabinett von Willy Brandt leitete er das

Ministerium für Bildung und Wissenschaft. Unter dem damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt war er Staatsminister im Auswärtigen Amt. Zuletzt war er Bürgermeister von Hamburg.

Mit der Politik hat Klaus von Dohnanyi aber nie aufgehört. Zusammen mit dem ehemaligen Brigadegeneral Erich Vad hat er kürzlich das Buch «Krieg oder Frieden. Deutschland vor der Entscheidung» veröffentlicht. Mit seinen Positionen zum Ukraine-Krieg steht er quer zur vorherrschenden Meinung in der deutschen Debatte. Im Grunde verteidigt Klaus von Dohnanyi weiterhin beharrlich die Entspannungspolitik gegenüber Russland, die Deutschland so lange geprägt hat. Den Westen sieht er in der Mitverantwortung für Putins Invasion in die Ukraine.

Klaus von Dohnanyi hat den Krieg selbst noch erlebt. Kurz vor dem Ende, 1945, wurde er eingezogen und kam in ein Kampfbataillon. Im selben Jahr wurde sein Vater, der NS-Widerstandskämpfer Hans von Dohnanyi, im KZ Sachsenhausen hingerichtet.

Herr von Dohnanyi, haben Sie Angst vor einem grossen Krieg in Europa?

Ja. Ich bin besorgt, weil die Interessen so weit auseinandergehen. Herr Selenski sagte vor einiger Zeit, sein Land schütze auch die USA. Trump widersprach und antwortete, Amerika sei durch den Atlantik geschützt und nicht durch die Bürger der Ukraine. Er hat recht: Wenn es in Europa einen Krieg gibt, klirrt in New York keine Fensterscheibe. Die Tragödie Europas ist, dass wir unsere Sicherheitspolitik einem Land anvertraut haben, das von einem Krieg in Europa selber nicht betroffen wäre.

Diese Woche haben Europäer und Amerikaner mit dem ukrainischen Präsidenten Selenski in Berlin über ein mögliches Friedensszenario in der Ukraine verhandelt – abwesend war Russland. Sind Verhandlungen ohne Moskau etwas wert?

Anders geht es gegenwärtig wohl nicht. Es ist für Europa schmerzlich, dass Herr Merz seit seiner Ernennung zum Bundeskanzler noch nicht in Moskau gewesen ist. Die Leute, die mit Putin reden, sind Amerikaner und die Abgesandten von Präsident Trump, aber keine Europäer. Dabei ist es unsere Sicherheit, die hier zur Debatte steht. Deswegen bin ich besorgt.

Trump hat mit Putin gesprochen. Es gab ein Treffen in Alaska, und

man hat wiederholt miteinander telefoniert. Putin scheint keinen Frieden zu wollen.

Das sehe ich ganz anders. Putin will auch Frieden, aber eben zu seinen Bedingungen. Das zentrale Problem ist und bleibt die Rolle der Ukraine nach einem solchen Frieden. Ist die Ukraine danach Teil der Nato-Struktur, wenn auch nicht ein unmittelbares Mitglied? So ist doch im Kern die Position des Westens. Das wäre für Russland aber nicht akzeptabel.

Gerade hier gibt es eine gewisse Entwicklung. Selenski hat vor kurzem erstmals erklärt, dass die Ukraine nicht auf einem Nato-Beitritt bestehe.

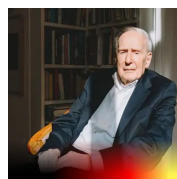
Die Mitgliedschaft hätte er sowieso nie bekommen.

Wenig später verkündeten die Europäer, bei einer Waffenruhe eigene Soldaten zur Friedenssicherung in die Ukraine entsenden zu wollen. Ist das ein realistisches Szenario?

Das wird man sehen. Letzten Endes sind alle europäischen Truppen, auf die es ankommt, ein Teil der Nato. Insofern bleibt das Problem für Putin bestehen. Die letzten Tage haben aber eines gezeigt: Wir alle haben Herrn Merz unterschätzt. Vor sechs Wochen hätte ich ihm sein führendes Engagement so noch nicht zugetraut.

Was hat sich verändert?

Er betreibt nun eine aktive Diplomatie, engagiert sich im Detail und macht daraus keine grosse Affäre. Merz hat die Führung in Europa übernommen, ohne die anderen zu erschrecken. Das hätte ich nicht für möglich gehalten. In der Vergangenheit hätten die europäischen Nachbarn rebelliert. Merz macht es sehr gut.



Haben Sie Angst vor einem grossen Krieg in Europa, Klaus von Dohnanyi?

Autor
Benedict Neff

Kürzlich hat Merz Wladimir Putin indirekt mit Adolf Hitler verglichen. Die Ukraine werde dem russischen Präsidenten nicht reichen, genauso wenig wie Hitler 1938 das Sudetenland gereicht habe. Was halten Sie von diesem Vergleich?

Historisch ist Herr Merz offenbar ziemlich ungebildet. Aber sein Eingreifen in die heutige Politik zeigt, er macht sein Handwerk gut.

Merz vertritt mit dem Vergleich die These der Dominotheorie: Laut dieser soll die Ukraine für die Russen nur der erste Schritt Richtung Europa sein, bald würde der Angriff auf das Baltikum oder Polen folgen. Warum haben Sie da Zweifel?

Ich sehe diese Konsequenz nicht. Allerdings muss man erkennen, dass der Übergang der osteuropäischen Länder aus einer Allianz mit der Sowjetunion in eine Allianz mit dem Westen und der Nato ein echtes Problem für die Russen war und ist: Als der amerikanische Präsident Clinton die Nato-Osterweiterung im Jahr 1997 in Gang setzen wollte, um die Wahlen zu gewinnen, haben ihn viele kundige Amerikaner gewarnt. Robert McNamara und der Historiker George F. Kennan schrieben mit vielen anderen einen Brief an den Präsidenten und warnten vor diesem Fehler von «historischem Ausmass». In Jalta hatte Präsident Franklin Roosevelt 1945 diese osteuropäischen Länder in leichtfertiger Weise der Sowjetunion zugesprochen. Jahrzehnte später haben wir sie ebenso leichtfertig in die Nato aufgenommen und damit das Problem verschärft.

Sie glauben also, der Westen trage eine Mitschuld am Krieg in der Ukraine?

Ja, aber nicht nur deswegen. Der Westen ist auch mitschuldig wegen des Versuchs, die Ukraine in die Nato aufzunehmen, auch wenn Ihre Zeitung das nicht wahrhaben will. Der ehemalige US-Präsident Joe Biden ist doch ein Pharisäer erster Ordnung; er hat den Ukraine-Krieg im Wesentlichen verursacht. Wenn er im Dezember 2021 Putin gesagt hätte, man wolle die Ukraine nicht in die Nato aufnehmen und strebe stattdessen eine blockfreie Ukraine an, dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Ich hoffe, dass ich Frau Merkel nicht unziemlich zitiere, aber ich habe sie mal gefragt: «Was hättest du gemacht, wenn du erfahren hättest, dass ein Präsident der USA plötzlich wieder einen

Nato-Beitritt für die Ukraine ins Spiel bringt?» Da hat Frau Merkel gesagt, sie wäre in derselben Nacht ins Flugzeug nach Washington gestiegen und hätte interveniert.

Wann hatten Sie dieses Gespräch mit Merkel?

Wir sehen uns immer wieder mal. Sie war fest davon überzeugt, dass das ein kardinaler Fehler gewesen sei.

Was ist ein realistisches Friedensszenario?

Das ist deswegen so schwer zu beantworten, weil die Ukraine sich in einer ähnlichen Situation befindet wie Deutschland nach 1918.

Warum?

Der Nationalismus der Ukraine ist von einem sengenden Durst getrieben, der erschreckend ist. In Deutschland hat dieser Nationalismus dann zum Aufstieg von Adolf Hitler geführt. Ich glaube nicht, dass man mit den Leuten in Kiew gegenwärtig einen dauerhaften Frieden machen kann.

Der ukrainische Nationalismus ist im Wesentlichen ein Produkt der Russen. Indem sie in die Ukraine eingefallen sind, haben sie den Nationalismus erst recht angestachelt.

Na ja. Der ukrainische Nationalismus hat viele Ukrainer schon auf die Seite Hitlers gegen die Sowjetunion getrieben. Das ist doch unbestritten. Aber der Nationalismus war natürlich schon vorher da. Wir haben uns über ukrainische Botschafter gewundert, die ihre Besuche an Gräbern von Leuten gemacht haben, die eher zum ukrainischen Faschismus gehören.

Sie spielen auf den ehemaligen ukrainischen Botschafter Melnik in Deutschland an, der am Grab von Stepan Bandera in München Blumen niederlegte.

Ja. Es ist eine tragische Entwicklung, dass von der Ukraine heute eine Bereitschaft gefordert werden müsste zur Friedenshaltung gegenüber Russland. Die Haltung, die die Ukraine aber einnimmt, provoziert die Russen.

Sie sagen, Deutschland werde von Amerika regiert.

Ja, sicherheitspolitisch herrscht die Nato, und die folgt in erster Linie US-amerikanischen Interessen. Allein die Tatsache, dass die Europäer bis vor kurzem in den Verhandlungen mit Russland keine Rolle spielten, zeigt eine Abhängigkeit, die man kaum besser beschreiben kann. Wir verlassen uns darauf, dass Herr Trump mit seinen Vertrauten schon das Richtige machen wird. Wenn die Franzosen uns «Vasallenstaat» nennen, ist da viel Wahres dran.

Ihre Einschätzung zu den USA verwundert mich, weil Sie selbst ja jahrzehntelang Politiker waren, weil Sie als Wähler zur Urne gehen. Wieso der ganze Aufwand, wenn die Regierung angeblich ohnehin in Washington ist?

Man versucht halt, seinen Beitrag zu leisten. Ich habe Willy Brandt mal auf einer Amerikareise begleitet. Als er dem Präsidenten Nixon einen Besuch gemacht hat, sass ich neben ihm im Oval Office. Und da sagte Nixon zu Willy Brandt: «Herr Bundeskanzler, sehen Sie nicht auch, dass es unklug ist, sich um neue Freunde zu kümmern? Man läuft schnell Gefahr, alte Freunde zu verlieren.» – Das war eine glatte Drohung wegen der deutschen Entspannungspolitik gegenüber Russland.

Wie haben Sie reagiert?

Willy Brandt hat erklärt, warum er diese Politik für richtig hält. Die Politik von Willy Brandt hat stark dazu beigetragen, dass die deutsche Wiedervereinigung möglich wurde und Gorbatschow in der Sowjetunion an die Macht kommen konnte. Warum? Weil sich Deutschland und die Sowjetunion gegenseitig angenähert haben. Wir haben eine Politik betrieben, die das gegenseitige Vertrauen gestärkt hat.

Wie beurteilen Sie Trumps Russland-Diplomatie?

Auf jeden Fall hat Trump einen anderen Blick sowohl auf die Geschichte der USA als auch auf ihre Zukunft. Er sieht die interventionistischen Kriege, die Amerika nach 1945 geführt hat, als Fehler an. Ich glaube, er hat verstanden, dass der Interventionismus sein Land selber unnötig geschwächt hat.

Wie blicken Sie heute auf Deutschland? Mit Sorge, Ärger – oder doch

auch Stolz, nach dem Weg, den das Land seit 1945 zurückgelegt hat?

Ich war sehr stolz auf die Entwicklung des Landes in den Zeiten der Entspannungspolitik. Aber was heisst Stolz? Gegenwärtig ist Deutschland vielleicht auf dem Weg, sich wieder einzusetzen für ein Europa und den Kontinent mitzuführen.

Sie fremdeln mit Ihrer Partei, der SPD. Sie fremdeln mit der Bundespolitik und der vorherrschenden Meinung in den deutschen Medien. Sind Sie ein Mann auf verlorenem Posten?

Nicht auf verlorenem, aber auf einsamem Posten. Aber der einsame Posten kann am Ende gewinnen. Wir können nicht so tun, als ob die russischen Interessen irrelevant wären für den Frieden in Europa. Also müssten wir nicht eine gute Beziehung zu Russland herstellen, um den Frieden in Europa zu sichern? Was ich formuliere, ist die Zukunftspolitik. Der amerikanische Politikberater Paul Wolfowitz schrieb, es sei – Gott sei Dank – gelungen, Deutschland endlich wieder von Russland zu lösen, denn jede enge Beziehung zwischen Deutschland und Russland sei der eurasische Albtraum der Amerikaner. Darin genau liegt unser Problem. Wir haben die russische Karte bewusst aus der Hand gegeben. Obwohl sie unsere einzige Karte in der Weltpolitik ist, die sticht. Würden wir eine positive Partnerschaft mit Russland entwickeln, hätten wir eine sehr starke Position in der Welt. Aber ohne diese Karte sind wir einseitig und weitgehend wehrlos in den Händen der Amerikaner.

Wenn jemand die Karte weggeworfen hat, dann war es Putin.

Nein, Putin hat sie nicht weggeworfen. Sondern wir haben unterstützt, dass die Ukraine in die Nato kommen sollte. Und das war der Anlass für den Krieg, wie wir doch alle wissen mussten! Und warum haben wir das gemacht, obschon viele und die kundigsten Amerikaner davor gewarnt haben? Ich glaube, aus einem Grunde, für den es diesen wundervollen jüdischen Ausdruck gibt: aus Chuzpe, aus Frechheit. Wir haben gedacht: Das russische Sicherheitsinteresse schert uns nicht.

Welche Rolle spielt die Erinnerung in Ihrem Leben?

Ich befasse mich mit dem, was heute ist. Und dem, was morgen sein könnte. Mit meinen Hoffnungen und Sorgen.

Sie kamen Anfang 1945 als 16-Jähriger in ein Kampfbataillon. Was haben Sie da erlebt?

Es war furchtbar, weil ich ja wusste, dass der Krieg längst verloren war. Wir wussten das alle. Und trotzdem hat die SS die jungen Leute aufgehängt, wenn sie versuchten, heim zur Mutter zu kommen.

Hat diese Kriegserfahrung Ihren Blick auf die Politik geprägt?

Wenn man das Gedonner des Krieges nicht nur über Druckerschwärze erfährt, sondern über die eigenen Ohren, macht das schon einen Unterschied. Der Krieg ist eine Lebenserfahrung von mir. Aber ich bin ganz sicher, dass ich dieselbe Position bezogen hätte, wenn ich zwei Jahre jünger und nicht mehr im Krieg gewesen wäre.

Aber die Friedenspolitik der Sozialdemokraten war doch entscheidend dafür, dass Sie der SPD beigetreten sind.

Ja, das ist eine der beiden Säulen sozialdemokratischer Tradition: Sozialpolitik und Friedenspolitik. Aber letztere wird nicht mehr gepflegt. Da fehlt der Mut.

In den fünfziger Jahren haben Sie an der Columbia sowie in Stanford und Yale studiert, an den bedeutendsten Unis der USA. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Es war ein ungeheures, prägendes Erlebnis. Die Law Schools dieser Universitäten waren unglaublich liberal und eindrucksvoll: kluge Leute, grossartige Lehrer. Am Ende war ich sogar Mitherausgeber des «Yale Law Journal». Für einen Ausländer ist das eine unglaubliche Ehre.

Haben Sie darüber nachgedacht, in Amerika zu bleiben?

Nein, viele haben zu mir gesagt, ich solle das machen. Das Absolvieren der Yale Law School und die Mitgliedschaft bei den Herausgebern des «Yale Law Journal» war ja so eine Art Lizenz für eine erfolgreiche amerikanische Karriere. Aber ich war Deutscher und wollte es immer bleiben.



Blick aus dem Fenster, Zeitungen und Bücher zur Hand. Klaus von Dohnanyi in seinem Haus in Hamburg.



Bilder Julia Sang Nguyen

Sie sind ein leidenschaftlicher Zeitungsleser. Hier zu Ihren Füßen liegt ein Stapel Zeitungen. Sie sind also sicher auch schon auf den Modebegriff «Longevity» gestossen.

Ja.

Der ganze Westen strebt nach einem langen, gesunden Leben. Sie sind 97 Jahre alt. Haben Sie einen Tipp?

Ich war mit dem leider verstorbenen Erzbischof von Hamburg befreundet. Er war natürlich katholisch, ich bin evangelisch aufgewachsen. Als ich meinen 85. Geburtstag hatte, gratulierte er mir, und ich antwortete etwas kess: «Werner», so hiess der Erzbischof, «Werner, ich glaube, ich habe Glück und gute Gene.» Daraufhin nahm er meine Hand und sagte: «Nein, es ist Gnade.» Das ist auch heute meine Antwort.

Es gibt diesen Satz: Man bereut am Ende des Lebens nie, was man getan hat, sondern das, was man nicht getan hat. Stimmt er?

Überhaupt nicht. Ich bereue ständig, was ich getan habe.

Was bereuen Sie?

An einem Ort hat man zu viel gemacht, am anderen zu wenig. Es ist ein Leben voller Fehler. Ich kann nur zurückblicken und sagen: «Wenn du noch mal eine Chance bekommst, wirst du klüger sein.» Aber ob es die gibt?

Was bereuen Sie, nicht getan zu haben?

Nach dem Ausscheiden aus der aktiven Politik habe ich mich zu sehr in der Politik vergraben. Ich habe ein starkes Interesse für Literatur und die Malerei. Ich hätte mich auch auf andere Wege führen lassen können. Aber es ist anders gekommen. Die Politik hat mich schon als Kind ergriffen und nie mehr losgelassen.

Ist Politik Zeitverschwendung?

Wie meinen Sie das?

Man sitzt im Parlament, in endlosen, langweiligen Sitzungen. Man hört ungeniessbare Reden. Man ist ein kleines Rädchen, nichts bewegt sich, aber man investiert wahnsinnig viel Zeit.

Ich habe vieles nicht mitgemacht. Meine Frau hat mich mal gefragt: «Warum bist du eigentlich nicht Bundeskanzler geworden?» Das klingt jetzt arrogant, aber darauf habe ich gesagt: «Weil ich nicht in abendliche Parteiveranstaltungen gegangen bin.» Das habe ich gehasst, weil es sinnlose Zeitverschwendung ist. Ich habe stattdessen gelesen, nachgedacht, mit Leuten geredet, die von den Dingen mehr verstanden haben als ich. In meiner aktiven Karriere als Politiker von 1957 bis 1987 war ich vielleicht an zwanzig bis dreissig abendlichen Parteiveranstaltungen. Mehr nicht.

Sie haben es vermutlich richtig gemacht.

Das weiss man nicht. Meine Frau sagt, wenn ich es gemacht hätte, wäre ich vielleicht Bundeskanzler geworden.

Wären Sie das gern gewesen?

Man muss in der Politik ganz an der Spitze sein, um etwas zu bewirken. Deshalb war Hamburg für mich so schön. Weil Hamburg ein Stadtstaat ist, sind wir Mitglied des Bundesrates. Wir machen Aussenpolitik, und gleichzeitig ist der Hundedreck vor dem Rathaus eine sehr relevante Frage. Diese Mischung ist perfekt.

Was war die glücklichste Zeit Ihres Lebens?

Die Zeit in Yale. Ich hatte schon eine Familie, mein kleiner Sohn wurde da geboren. Ich war also schon beheimatet, in gewisser Weise. Und zugleich hat sich mir eine wundervolle neue Welt erschlossen.

Gibt es Altersweisheit?

Müssen Sie beurteilen.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Nein.

Das kommt sehr bestimmt.

Ich habe nur die Sorge, dass ich meine arme Frau, die einen Schlaganfall hatte, alleine lassen würde. Das betrübt mich wirklich.

Wenn man so alt wird, ist man mit vielen Todesfällen konfrontiert. Ist das der grosse Haken des Älterwerdens?

Nein, wenn man älter wird, beschäftigt man sich nicht mit dem Tod, sondern mit dem Sinn des Lebens. Mit der Frage: War das, was du getan hast, richtig oder nicht? Ist das, was du tun möchtest, richtig oder nicht?

Interessiert Sie die Frage, was nach dem Tod kommt?

Das ist eine sehr indiskrete Frage.

Sie können sie stehen lassen.

Das, was nach dem Tod ist, ist nur Hoffnung und Glaube. Diese beiden

Dinge können sich zu etwas verbinden, was den Tod nicht so schrecklich erscheinen lässt.

Denken Sie manchmal daran, wie Deutschland in zwanzig, dreissig oder fünfzig Jahren sein könnte?

Ja, oft. Aber es ist blöd, darüber nachzudenken, und ich kann nichts mehr daran ändern.

Was kommt Ihnen in den Sinn?

Deutschland könnte im Gemenge der Grossmächte zu klein sein, relativ gesehen. Ich bewundere die Schweiz. Und ich bin für eine Neutralität der Bundesrepublik. Ich wünschte mir einen Neutralitätsverbund aus Österreich, der Schweiz und Deutschland, aus dem später ein neutrales Europa entsteht. Europa sollte als Schweiz der Welt existieren.



«Das, was nach dem Tod ist, ist nur Hoffnung und Glaube.» Klaus von Dohnanyi in seinem Haus in Hamburg.

Julia Sang Nguyen